

Zum afrikanischen Sprichwort

von

WALTER KUCHER

Ein außerordentlich reizvoller Gegenstand der völkerkundlichen Forschung ist die Dichtung der Naturvölker. Die von D. WESTERMANN gestellte Forderung, mehr als früher in der Sprache selbst die unmittelbarste Äußerung einer Kultur oder einer inneren Haltung zu sehen, verdient vornehmlich Beachtung.

Im Zusammenhang mit der Frage des Werterlebens eines Volkes werden besonders die Sprichwörter von großer Bedeutung. Fabel, Rätsel, Sprichwort und Lyrik sind die Hauptformen der Dichtung profanen Inhaltes bei den Naturvölkern.

Spruchwörter drücken nicht nur das eigentliche Denken und Empfinden eines Volkes aus, sie sind zugleich — wie die Rätsel — in bestimmte Form gehüllte Ratschläge und Empfehlungen für richtiges Verhalten. So dienen sie der Unterrichtung. Sprichwörter werden „erfunden“ und zeigen die Volksmentalität zugleich in verschiedenster Ausprägung.

Gerade für Afrika bieten sich Sprichwörter in überraschender Fülle an. Sie bedienen sich oft einer künstlerischen Form.

So werden z. B. von den Ashanti, welche die wichtigste ethnische Gruppe des Staates Ghana bilden, zu den Goldgewichten Sprichwörter zitiert; zeigt etwa ein Metallguß zum Goldwägen zwei Krokodile mit einem gemeinsamen Leib, aber mit zwei Köpfen und Schwänzen, so sagt man: „Wir haben zwar verschiedene Mäuler, aber alle nur den gleichen Bauch“. Dies bedeutet, daß man den eigenen Vorteil im Sinn hat. Ebenso heißt es zu einem in einer Falle gefangenen Vogel: „Wenn er in der Falle sitzt, singt der Vogel am schönsten“¹. Hier ergeben sich allerdings verschiedene Sinndeutungen, so vielleicht auch die, daß sich die Rede eines Gefangenen unschuldig anhören mag.

Es ist wichtig, zu betonen, daß die erwähnten Gewichte immer wieder mit verschiedenen Sprichwortbedeutungen in Verbindung gebracht werden können. Auch Pfeifen der Ashanti sind mit Sprichwörtern im Zusammenhang zu sehen. Ähnlich ist es auch mit Kalebassen in Dahomey.

Spruchwörter erfreuen sich gerade in Ghana spezieller Beliebtheit. Sie können als eigener literarischer Typ — so in Verbindung mit der Trommelsprache — in Erscheinung treten, aber auch zusammen mit anderen literarischen Gattungen. So sind etwa in der Sammlung CHRI-

1) HIMMELHEBER, HANS: Negerkunst und Negerkünstler, Braunschweig 1960, S. 239 f.

STALLERS Sinnsprüche mit deutlichen Verpflichtungen und Vorschriften enthalten; ebenso auch Liedtexte. Die im Jahre 1879 veröffentlichte Sammlung des Missionars und Forschers der Baseler Mission umfaßte über 3600 Sprichwörter der Twi-Völker, die der ostatlantischen Kulturprovinz angehören².

Über die Neger als Künstler der Sprache äußerte sich H. HIMMELHEBER im näheren: „Die Negerkunst beginnt in der Umgangssprache, die der Neger durch den Gebrauch von Sprichwörtern auf die höhere Ebene der Kunst erhebt. Als ich zum erstenmal einen alten Neger an der Elfenbeinküste bat, mir Sprichwörter zu sagen, wollte er mir zu verstehen geben, daß einem solche nicht auf Kommando einfallen, sondern nur, wenn man eine Unterhaltung pflegt. Er sagte: „Wenn man nicht schläft, träumt man nicht“, und er gab mir damit mein erstes Sprichwort. Nachdenklich fügte er hinzu: „Selbst wenn die Gazelle ganz betrunken ist, kennt sie doch noch die Spur eines Leoparden“. Dieser letztere Ausspruch sollte bedeuten, daß der Sprecher vor dem Europäer als ein törichter Mensch — eine betrunkene Gazelle — erscheine. Doch wisse er genau, wen er vor sich habe. Einem Weißen, einem „Leoparden“, gegenüber, müsse man mißtrauisch sein³.

Es ist sehr interessant, Form und Bedeutung des Sprichwortes in den verschiedenen Regionen Afrikas zu verfolgen. Wir wollen heute vorwiegend Sprichwörter aus dem Südwesten und Südosten Afrikas zur Darstellung bringen.

Daß der einzelne nicht isoliert ist, sondern der Vertreter einer bestimmten alterprobten Gattung, gewahren wir z. B. bei den Bergdama, einem Restvölkchen im Norden des ehemaligen Deutsch-Südwestafrika. Die Bergdama zeigen nach H. BAUMANN überwiegend eurafrikanische Steppenjägerkultur, wozu Elemente der altnigrischen und pygmäischen Kultur treten.

„Die Werft ist eine Sache der Frau“ und „Durch einen Helden hat die Werft Bestand“⁴, zeigen einmal, daß die Werft nicht der Tätigkeit der Frau entraten könnte, deren spezielle Beschäftigung das Sammeln ist. Mit ihrem Grabstock ausgerüstet, geht sie auf die Suche und in ihrem Sammelfell wird wohl stets für hungrige Mägen etwas vorhanden sein. Abwechslungsreich war früher die Feldkost und zugleich der sicherste Teil der Ernährung. Die Frau war sich deshalb sehr ihres Wertes bewußt. Ihre Leistung tritt an keiner Stelle aus der geistig-sittlichen Welt des Stammes, die auch der Held verteidigt.

Freilich kann dessen Tat in ihrer Einmaligkeit auch die überkommene Gemeinschaft zersprengen und zugleich den handgreiflichen Erfolg der anderen in Frage stellen. So tötet man den, der sich anschickt,

2) KWABENA, J. H.: Literatur und Dichtung in Ghana, Mitt. d. Inst. f. Auslandsbeziehungen, 9. Jg., H. 4, Stuttgart 1959.

3) HIMMELHEBER, HANS: Die Kultur der Neger, Dokumente, Zeitschrift im Dienst internationaler Zusammenarbeit, Sonderheft: Afrika-Europa, Offenburg 1953, S. 54.

4) VEDDER, HANS: Die Bergdama, Bd. 2, Hamburg 1923, S. 39 ff.

die Grenzen des Normativen zu überschreiten, wobei dies meistens durch die Mitglieder der eigenen Sippe geschieht. Die durch das außergewöhnliche Tun des einzelnen bewirkte Diskrepanz in der Wertfiguration der Gemeinschaft ist damit aufgehoben, „der Schädling ist vom Munde weggenommen“. Der letztere Ausdruck zeigt mit Schärfe, daß die Beseitigung des Helden im Auftrage eines unverrückbar festgelegten geistig-sozialen Schemas von umfassender Verbindlichkeit durchgeführt wird.

Vielleicht sei hier ein Hinweis auf die Jagdproben der Buschmänner gestattet. Dabei werden des öfteren erschwerende Bedingungen gestellt. Bei den Kung-Buschmännern mußten die Proben vor „eitlen“ Mädchen abgelegt werden. Sie bestanden darin, daß der junge Jäger das Wild in die Nähe der Hütte des Mädchens hetzte und sich dieses dann mit eigenen Augen von dem Jagderfolg des Mannes überzeugen konnte. Bei den Buschmännern des Basutolandes hatte derjenige, welcher heiraten wollte, dem Mädchen das beste Fleisch des von ihm zur Strecke gebrachten Tieres abzuliefern. Bei dieser Gelegenheit fielen die anderen Männer über ihn her und verprügelten ihn. Zeigte er weder Schmerz noch Furcht, dann wurde seine Werbung angenommen.

Daß sog. eitle Mädchen bestimmte Jagdproben von Freiern notwendig machen, offenbart, daß gewisse Einzelpersönlichkeiten Verlangen nach besonderem sozialen Ansehen besitzen und dieses Ansehen auch durch die Leistung garantiert werden kann. Im Falle der Buschmänner des Basutolandes spielt ohne Zweifel die Erwägung eine gewisse Rolle, daß die überragende Leistung als solche Ahndung verdiene, wird doch in der Hauptsache der Erfolg eines Unternehmens durch gemeinsame Tätigkeit herbeigeführt. So spiegelt sich auch möglicherweise in der angegebenen Behandlung des Freiers, wenn auch überdeckt, jenes Mißtrauen wider, das man seit altersher dem „Helden“ entgegenbringt.

Das Wort der Bergdama „Selbst ein Würmchen kann einen starken Baum zerfressen“, legt nahe, daß auch ein schwächerer Mensch etwas zu erreichen vermag und weist auf die Bedeutung der menschlichen Zähigkeit hin. Hier macht sich schon eine Planung auf längere Sicht hin geltend. Dieses Planenwollen, gefühlsmäßig durch ein Mißtrauen in die umgebenden Verhältnisse vorgetragen, erhellt auch aus dem Spruch „Lerne mit der Linken, während du die Rechte noch hast“. Grundsätzlich ist jedem jedes erreichbar, sofern es nur anlernbar ist.

Es sind im Grunde nicht schöpferische Kräfte, die geweckt werden sollen, sondern das Vermögen, sich im Gegebenen erfolgreich durchzusetzen. Nicht ohne Mühe und Anstrengung läßt sich das Erstrebenswerte gewinnen. Für das Bestehen der Gemeinschaft bleibt die persönliche Leistung mitentscheidend.

„Wir Menschen sind wie das Laub der Bäume“, sagt das Sprichwort. Dem Menschen ist kein sicherer Standpunkt ein für allemal verliehen. Es kann ihn heute dahin, morgen dorthin, verschlagen. Darum, mehr aus einer Überlegung der Klugheit als aus reinem Mitgefühl und wirklicher Güte heraus, soll man den anderen, der als Gast bittend

kommt, aufnehmen. Deshalb soll auch die dem Notleidenden gereichte Gabe nichts enthalten, was sich dem Bittenden gegenüber negativ auswirkt. „Wohltun heißt nicht, einen Stein nehmen und ihn einem anderen unter den Rücken legen“.

Was bei den wildbeuterischen Bergdama unter dem Begriff „Reichtum“ eigentlich verstanden wird, möge die Aufforderung „Fettmund gib doch dem Graumund“, illustrieren. Reich ist derjenige, welcher so viel Fleisch essen kann, daß ihm das Fett aus dem Munde rinnt. Der Zustand des Reichseins ist somit erstrebenswert, bildet aber zugleich eine ständige Gefahrenquelle für den weniger Begüterten. „Ein großer Vogel frißt (kleinere), trotzdem sie auch Vögel sind (wie er nur)“. Das ist recht drastisch ausgedrückt, läßt aber erkennen, daß die Armen den Reichen so ausgeliefert sind, daß sie von diesen einfach „gefressen“ werden. Gelingt es aber jemandem, reich zu werden, dann behaupten die Leute: „Unverhofft hat er eine Straußenfeder angesteckt“. Denn das neue Zeichen des Reichtums ist die ins Haar gesteckte Straußenfeder, welche zugleich das äußere Symbol des nunmehr veränderten Ranges ist. Geht aber jemand des Reichtums wieder verlustig, dann wird er schlecht behandelt. „Wenn die Schüssel zerbricht, so denke daran, womit man die Scherben wegschaffen kann“.

Im Sprichwort der Herero wird immer deutlich gemacht, daß die Einzelpersönlichkeit, auf sich selbst angewiesen, im Grunde nur zu beschränkter Tat fähig erscheint und sich erst in der Verbundenheit des Wirkens mehrerer Ertragbringendes erreichen läßt. „Wenn viele zusammen reisen, so mögen sie wohl irren, aber sie werden nicht im Felde schlafen“⁵. Doch selbst hat man stets entsprechend beizutragen; dies wird im Wort „Der Fuß holt es“ deutlich ausgesprochen. Ähnliches hören wir aus dem Wort „Eine reiche Frau bittet man nicht mit Worten, sondern mit Brennholz“ heraus. Ebenso wird einer, „dem die saure Milch eingeschenkt wird, nicht satt“.

Die Herero zeigen vorherrschend das osthemitische Großviehirtentum. Dazu treten noch mutterrechtliche Bantukultur und alt-nigritische Kultur; so bilden sie im nördlichen Südwest-Afrika eine sehr bemerkenswerte Gruppe, geht man von ihrer ethnologischen Sonderstellung aus.

Der Satz „Wer Leute hat, verdirbt nicht“, ist ein nur zu deutlicher Hinweis auf die der Sippe innewohnende Kraft, welche durch die Gemeinschaftlichkeit des Wirkens sämtlicher Mitglieder auch die Existenz des einzelnen sichert. „Fang dein Werk mit Leuten an“, besagt, daß die Arbeitsleistung des Individuums zur Erreichung eines größeren Zieles ohne die Mithilfe anderer nicht ausreicht. Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die Sprüche „Ein Hund stellt keinen Elefanten“ und „Ein einziger hebt kein Ding, wäre es noch so klein“, zu verstehen.

Das Wort „Das Reisen des Reisenden hat was an sich“, läßt uns noch einmal an die große Mühe, aber auch zugleich an den Erfolg der

5) VEDDER, H.: Spruchweisheit der Herero, Arch. f. Anthrop., N. F., Braunschweig 1913, S. 220 f.

Bettelreisen erinnern, welche der Herero willig auf sich nimmt, nur um in den Besitz eines heißbegehrten Tieres zu gelangen. Das Betteln selbst gilt keineswegs als Schande oder als sonstwie Herabminderndes. Sogar bei den Wohlhabenden, bei denen doch die Möglichkeit einer anderen seelischen Reaktion bestünde, ist diese Einstellung anzutreffen.

Von entscheidender Bedeutung wird für alle Wechselfälle des Lebens, mag der einzelne auch die in der Idealform gezeichneten Eigenschaften besitzen, das gegenseitige Verhalten der Sippenangehörigen sein. Es ist durch eine Ordnung bestimmt, welche durch das ganze Leben der Einzelindividuen fortwirkt. Jedes Tun des einzelnen wird auf die Gemeinschaft, der er angehört, bezogen und von deren Geboten abhängig gemacht.

In diesem Sinne lassen sich besonders bei den Südostbantu, die altnigrische Pflanzerkultur mit oshamitischem Hirtentum verbinden, gewichtige Zeugnisse vorfinden. Diese ethnisch sehr vielfältige Gruppe ist mit einer ganzen Anzahl höchst bedeutsamer Sprichwörter vertreten. Das Wort „Geben heißt, sich einen Vorrat schaffen“⁶, scheint wohl das Odium des Rechnerischen in sich zu tragen; doch ist es nicht das kaufmännische Kalkül, sondern die Verbundenheit mit den Ahnen, welche das letzte Motiv des sittlichen Handelns ist.

So wäre es etwa bei den Zulu undenkbar, daß der Schenker bei ungünstigen Verhältnissen von dem anderen, dem er Wohltaten erwies, nicht unterstützt würde. „Sie essen die einen der anderen Fleischgeschenke“. Die Nachbarschaft wäre wahrhaftig als schlecht zu bezeichnen, die der anderen gelegentlich eines Schlachtfestes nichts abgeben wollte. Sollte dies wider Erwarten dennoch der Fall sein, dann würde sich das Wort „Die Fleischgeschenke begegnen einander“ erfüllen. Es werden dann in ähnlicher Lage eben auch keine Zuwendungen gemacht. „Geben ist spielen, aber geizig sein, ist sich berühmt machen“, deutet an, daß der unfreundlich Behandelte dafür sorgt, daß das von Ablehnung getragene Benehmen des anderen überall bekannt wird.

Die Verantwortlichkeit des einzelnen wird auf ihren Wert hin ständig von der Familien- und Stammesgemeinschaft überprüft. Die Aussprüche „Die rote Feige ist innerlich faul“ oder „Der Soundso ist nicht da, wenn ich nicht da bin“, beweisen, daß die moralisch-charakterlichen Eigenschaften des einzelnen strengste Kritik zu erwarten haben.

Bemerkenswert ist auch das Sotho-Wort „Der Topf, welcher leckt, ist der bei den Speisen“⁷. Denn so wie das Undichtsein eines Topfes darauf hindeutet, daß er ständig in Gebrauch stand, so sind auch die Hände der fleißig Arbeitenden ein sichtbarer Beweis dafür, daß sie sich im harten Bemühen regten. Eine solche Tatsache kann lediglich als Auszeichnung gelten.

6) ASMUS, G.: Die Zulu, Welt und Weltbild eines bäuerlichen Negerstammes, Essen 1939.

7) ENDEMANN, C.: Sotho-Sprichwörter, Z. f. Eingeborenen-Sprachen, Bd. 31, Berlin 1940, S. 57 f.

Derjenige, welcher aus Faulheit oder Schwäche nur zu geringer Nahrung gelangt, wird zwar seine spitzen Fingernägel behalten, da er sie nicht beim Wühlen in der Erde abstößt. „Einer mit spitzen, langen Fingernägeln ißt das zu Leckende, der Grabende das Süße“. Jener muß sich aber damit bescheiden, nur gelegentlich etwas Honig zu essen, während dieser sich arbeitend den erwähnten Leckerbissen immer erwerben kann. Güte und Gehalt der Nahrung werden so durch Fleiß und Höhe der an ihre Erringung gewandten Anstrengungen bestimmt. Hat man aber wirklich gute und zugleich ausreichende Nahrung, so wäre es sinnlos, wollte man da von weiterer Arbeit überhaupt absehen und es sich einfach an der Tatsache des Vorhandenseins von Existenzmitteln genug sein lassen. „Das Essen des Menschen ist nicht, ihn ruhen lassen“, kann nur so gemeint sein, daß qualifiziertes Essen täglich verdient sein muß.

Das Wort „Wer melken lernt, lernt es bei seinen eigenen Kühen“⁸, legt nur zu deutlich dar, daß die im persönlichen Wirkungskreise geleistete Arbeit erst die Gewähr für eine produktive Tätigkeit bildet. So ist es auch zu verstehen, daß nur die für den eigenen Lebensunterhalt angewandte Mühe eine ausreichende Grundlage für ein Fortbestehen bildet. „Gib, gib, ermüdet, der Mensch existiert durch Eigenes“. Hilfe von einem anderen darf eigentlich nur als eine durch die Not aufgezwungene Lösung betrachtet werden, die man nicht über Gebühr in Anspruch nehmen soll. Daß richtige Männer in jeder noch so schwierigen Lage einen Ausweg finden, und eine Sache letzten Endes doch noch zum Guten wenden, bestätigt das Wort „Gebären vor Männern gibt kein Verstopftsein“. So werden auch beim Kalben einer Kuh etwaige Schwierigkeiten durch Hilfe und rasches Eingreifen der Männer behoben. Unvorhergesehenen Mißständen jedoch, mit denen das Leben so reich aufwartet, wird natürlich am besten eine planende Einstellung gerecht.

Auch bei den Zulu mißt man dem Haushalten und Einteilenkönnen große Wichtigkeit bei. „Er ist ein Helfer, nützt, hält vor, solange er sich im Korb befindet; ist er auf der Eßmatte, so verschwindet er“. Daher bleibt die Mahnung „Iß und tue in die Vorratstasche“, wohl begründet.

Auch die Sotho meinen: „Der Bauch ist ein Kind, für ihn wird Speise aufgehoben“. Dies will besagen, daß nur vernunftgemäße Einteilung die notwendigen Lebensmittel sicherstellt. Hüten wir uns jedoch, es so zu tun, wie der, von dem es heißt: „Wenn der Tevele-Käfer satt ist, zerbricht er die Gefäße“. Lediglich töriches Handeln aus dem Glücksgefühl des Augenblicks heraus, könnte den einzelnen so weit bringen.

Das Wort der zu den Ambo gehörenden Ndonga der Sambesi-Angola-Provinz „Der Magen ist wie ein Auge, er ist schon gegen eine Kleinigkeit empfindlich“⁹, läßt erkennen, daß auch mit nur geringen Mitteln der Unterhalt bestritten werden kann. Um jedoch im Leben

8) KRÜGER, F.: Tlokoa-Überlieferungen, Mitt. d. Auslands-Hochsch. a. d. Univ. Berlin, 1938, S. 16 f.

9) PETTINEN, A. - NITSCHKE, G.: Sprichwörter der Aandonga, Z. f. Eingeborenen-Sprachen, Berlin 1927, S. 249 f.

bestehen zu können und unabhängig von Zufälligkeiten zu werden, muß man seine Fähigkeiten ausbilden. Jeder ist für die Gestaltung seines Schicksals verantwortlich. „Das Fett wird nicht aus der Hand seines Nächsten gegessen“. Trotzdem haben dann auch andere an den Erfolgen solcher Bemühungen teil. „Pflege die Vögel, wenn du die Pfeile auch nicht mit ihren Federn befiederst.“

Dies sind richtig bäuerliche Worte, wie sie in dieser Kulturzone, die vor allem durch die mutterrechtliche Bantukultur bestimmt wird, im Grunde selbstverständlich sind. Die Tagesleistung eines Müßigen in ihrer ganzen Negativität wird mit den Worten angeprangert: „Wenn er liegt, so meint er, er sitzt, wenn er sitzt, so meint er, er steht; wenn er ißt, so schluckt er große Stücke wie ein hungriger Hund, daß er beinahe erstickt“. Wie unterscheidet sich davon die Haltung eines Fleißigen! „Wer auf einer Stelle sitzen bleibt, ist wie ein unter Dürre leidendes Kornfeld, wer sich bewegt, ist wie die Flut, bei der es viel zu essen gibt.“

Nun einige Sprichwörter, die uns SEIDEL von den Mbundu (Am-bundu) nördlich des Hochlandes von Benguella vorlegt¹⁰. Wieder erklingt das Lob der kleinen, unbeachteten Arbeit, die zäh weitergeführt wird, da der Wille den treibenden Motor darstellt. „Eine Ameise überwältigt einen Elefanten.“ Aus dieser Einsicht heraus wäre es auch töricht, scheinbar Geringes minder zu schätzen. „Der Bach, den du verachtest, ist vielleicht derselbe, in dem du umkommst!“ Auf derselben Ebene liegt: „Verlache den kleinen Kern nicht, eines Tages wird er ein großer Palmbaum sein“. Jede Erfolg versprechende Handlung setzt tätiges Bemühen voraus. Man soll sich ihrer aber nicht rühmen. Deswegen heißt es: „Die Hennen brüten nicht vor den Leuten“.

Sehr aufschlußreich für die innere Einstellung der Eingeborenen ist z. B. eine Fabel der Makonde von Nyassa-Land, die wir als ruhige mutterrechtliche Pflanze kennen. Diese Fabel bringt uns zugleich nahe, daß Erfolg und Bemühen nicht immer mit der Anhäufung materiell-wirtschaftlicher Werte verbunden sein müssen.

„Eine Familie hatte drei Kinder: zwei Jungen und ein Mädchen. Die Eltern hatten die Gewohnheit, alle ihre Wertsachen mitten im Felde unter einem Haufen trockenen Grases zu verbergen, damit sie von den Kindern nicht beschädigt oder zerstört würden. Eines Tages spielten die drei Kinder im Felde und fanden einen trockenen Grashaufen. Sie spielten dort umher und legten schließlich Feuer an das Gras. Da aber unter diesem alle Schätze verborgen waren, wurden letztere vollkommen vernichtet. Die Eltern waren darüber so ärgerlich, daß sie ihre Kinder auf der Stelle aus dem Hause jagten. Die Kinder zogen hinaus, bettelten sich durch und suchten Arbeit, wo sie solche finden konnten. Sie wurden groß und stark und waren immer fleißig.

Nach Jahren war der eine als Elefantenjäger ein reicher Mann geworden, der andere als Händler sehr wohlhabend und auch das Mäd-

10) SEIDEL, A.: Geschichten und Lieder der Afrikaner, Veröf. d. Vereins f. Bücherfreunde, Berlin 1896.

chen hatte mit Feldarbeit und Hauswirtschaft viel erworben. Alle drei wohnten sie fern von der Heimat zusammen, hatten eigene Häuser und Felder und viel anderes Gut. Zu ihrem Hausrat gehörte auch ein kleiner Singvogel, der des Nachts in einem Käfig schlief, jedoch den Tag über frei umherflog.

Den Eltern war es nach dem Abzug der Kinder schlecht und noch schlechter ergangen. Sie hatten von dem Ergehen der Verjagten gehört und als sie nun alt waren und sich nicht mehr zu helfen wußten, machten sie sich auf, um ihre Kinder zu besuchen. Als sie dort ankamen, wunderten sie sich sehr über den großen Reichtum. Von den Kindern wurden sie aber nicht weiter beachtet, sondern man ließ ihnen wie jedem Fremden Speise und Trank reichen, lud sie aber nicht an den Tisch. Nachdem sich die Alten gestärkt hatten, stand der Vater auf, um den kleinen Vogel näher zu betrachten, der dicht dabei gesessen und schön gesungen hatte. Erschreckt fuhr dieser auf, entwich und flog auf einen hohen Baum. Als die Kinder dies bemerkten, sagten sie: „Ihr habt uns unseren wertvollen Vogel verjagt, ihr seid nicht mehr unsere Eltern, macht, daß ihr fortkommt oder fangt den Vogel wieder ein“. Der alte Mann wollte nun den Baum, auf dem der Vogel saß, ersteigen, um ihn zu ergreifen, doch als er in seine Höhe kam, flog dieser auf den nächsten, noch höheren Baum. Als der alte Vater wieder an das Haus zurückkam, sagten die Kinder: „Wenn ihr den Rest eures Lebens dazu benutzen wollt, um allen Menschen, die ihr seht, zu sagen, daß ihr Unrecht getan habt und daß keiner so handeln darf, wie ihr es vor Jahren getan, dann könnt ihr bleiben“. Und sie riefen ihren Vogel, der sofort herbeikam und in seinen Käfig schlüpfte¹¹.“

Im Grunde ist in dieser Erzählung, die so viel von Besitz spricht, eine gewisse Absage an diesen ausgesprochen. Mehr als jeder Reichtum, mag er noch so verlockend und erwünscht sein, sollte den Eltern das Vorhandensein gut geratener und entwicklungsfähiger Kinder bedeuten. Freilich sind auch ökonomische Werte von Belang. Doch Arbeitswille und Bemühen können aus noch so geringen Anfängen heraus Dauerndes schaffen. Bemerkenswert ist die klare Herausstellung der Tätigkeiten des Großwild-, hier Elefantenjägers, des Händlers und der Hackbäuerin. Güter sind wichtig. Noch wichtiger ist die Initiative, die Chancen ergreift und Reichtum erst schafft.

Wer aber den Konnex der Gemeinschaft zerstört, verliert — wie die Eltern in der Geschichte — seine Lebensfähigkeit.

Es ist ein tiefer und aufrichtiger Wille zum Guten, der in den Sprichwörtern der Afrikaner lebt. Sie betrachten das Alltagsgeschehen und halten es mit realistischer Treue fest. Gleichzeitig streben sie darüber hinaus und suchen Leitbilder menschlichen Verhaltens zu geben. So werden die Gegensätze zwischen dem durchschnittlich-konkreten Dasein und der normativen Forderung deutlich.

Die Sprichwörter — wie überhaupt die Dichtung der Afrikaner — lassen keinen Zweifel daran, daß trotz unermüdlichen Sichregens doch

11) SCHWERIN, GRAF VON: Nyassa-Land, Berlin-Neudamm 1939, S. 115 f.

nicht alles vom Menschen abhängt. Das Gegeneinander des menschlichen Willens und der notwendigen Begrenztheit seiner Impulse wird zwar nicht scharf herausgestellt; doch gestalten sie die immer wieder erlebte Erfahrung dieses Zwiespalts.

Thematischer Mittelpunkt ist die Arbeit des Menschen. Sie dient der Gewinnung der Nahrung und damit der physischen Sicherung des Daseins. Dies erfordert ein Zusammenwirken aller Glieder der Gemeinschaft. Ausnahmeleistungen können dabei befruchtend wirken, sofern sie Ansporn bilden und Nachahmung zu finden vermögen. Andernfalls werden sie abgelehnt und als gefährdend und zerstörerisch empfunden. Solche „Helden“ müssen dann — nach dem alten Sprichwort — beseitigt werden.

So zeigt sich uns — von der Literatur der Afrikaner aus — wie schwierig das moderne Problem der Anpassung sein wird. Gelingt es einigen, die Adaption des Fremden so vorzuleben, daß die anderen dies nachzuvollziehen vermögen, wird sie vorbildlich. Andernfalls wird der gescheiterte Versuch nur auflösend wirken.